

Márta Horváth (Szeged)

Der Drang nach Kohärenz. Kohärenzstiftende kognitive Mechanismen beim Lesen fiktionaler Erzähltexte

Lebende Systeme zeichnen sich gegenüber nicht-lebenden Systemen dadurch aus, dass sie selbsterhaltend und selbsterzeugend sind, das heißt, sie sind fähig, jene grundlegenden Komponenten ihrer Struktur aufzubewahren und zu reproduzieren, die die Basis zu ihrer autonomen Organisation ausmachen. Sie sind fähig sowohl zur Selbstkorrektur, in dem sie ihre internen Variablen trotz Änderungen der sie umgebenden Verhältnisse dynamisch konstant halten können (Homöostase), als auch zur Selbstreproduktion, in dem sie sich als differentes autonomes System reorganisieren können (Reproduktion). Ihr Verhalten und Handeln in ihrem Interaktionsbereich zielt darauf, die Strukturkoppelung ununterbrochen aufrechtzuerhalten.¹

Die selbstregulatorischen Prozesse, die das Verhalten von lebenden Systemen auszeichnen, haben beim Menschen natürlich auch ihre psychologischen Aspekte, daher ist die Rede über psychologische Gleichgewichterhaltung auf keinen Fall eine bloße metaphorische Übertragung von homöostatischen Prozessen des Körpers auf die Psyche. Psychologische Gleichgewichterhaltung ist eine gut beobachtbare Tendenz menschlichen Verhaltens, die oft eng mit der physiologischen zusammenhängt: jene physiologischen Mechanismen (zum Beispiel die Regelung des Blutzuckerspiegels oder des Blutdruckes) und jene komplexeren Systeme des Körpers, die an der Erhaltung des Gleichgewichtszustandes zentral beteiligt sind (wie zum Beispiel das endokrine System oder das autonome Nervensystem²), haben beispielsweise eine handgreifliche Auswirkung auf solche Aspekte des Verhaltens, die wir psychologisch nennen: auf das subjektive Erleben und Bewerten unseres Körpergefühls. Gleichgewichterhaltung kann demgemäß als eine grundlegende Tendenz menschlichen Verhaltens postuliert werden, die das Verhalten in seiner Ganzheit charakterisiert: der Mensch strebt als lebendes System stets danach, trotz der Vielfältigkeit und Variabilität der äußeren Umgebung physiologisches und psychologisches Gleichgewicht zu bewahren beziehungsweise herzustellen.

Eine systematische Herausarbeitung eines wichtigen Aspekts der psychologischen Gleichgewichterhaltung erfolgte zuerst Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, als Leo Festinger seine Theorie über die kognitive Dissonanz publizierte (sie allerdings nicht

-
- 1 Vgl. Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J.: *Autopoiesis and Cognition. The Realization of the Living*. Dordrecht: D. Reidel 1980; Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J.: *Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Übers. v. Kurt Ludewig. Frankfurt/M.: Fischer 1990.
 - 2 Vgl. Birbaumer, Niels; Schmidt, Robert F.: *Biologische Psychologie*, 6. Auflage, Heidelberg: Springer 2006, S. 117.

mit der Homöostase in Beziehung brachte).³ Kognitive Dissonanz entsteht nach ihm, wenn sich die Person öffentlich gegen ihre eigene behauptete Einstellung verhält, das heißt wenn eine Unvereinbarkeit zwischen zwei Kognitionen, zwischen der expliziten und der im Verhalten implizierten Einstellung besteht. Da die kognitive Dissonanz Unannehmlichkeits- beziehungsweise Spannungsgefühl verursacht – oft mit messbaren physiologischen Änderungen –, versucht der Mensch mit verschiedenen Methoden, dissonante Kognitionen miteinander – oft auf Kosten der Rationalität – zu vereinbaren oder Dissonanzen zu diminuieren, um so das Spannungsgefühl zu beseitigen. Mit Hilfe von selektiver Wahrnehmung, Leugnung oder Abwertung von Informationen, usw. mindert er die Dissonanz zwischen seinen Kognitionen. Andererseits aber, da die kognitive Konsonanz ein angenehmes Gefühl verursacht, sucht er ganz gezielt nach miteinander in Einklang stehenden Informationen (Seeking-and-Avoiding-Hypothese). Festingers These wurde seither durch zahlreiche empirische Untersuchungen unterstützt, wodurch bewiesen werden konnte, dass die Konsonanz-Erstellung als ein Hauptmechanismus alltäglicher kognitiver Prozesse angesehen werden kann. Da Festinger das Wort ‚Konsonanz‘ in der Bedeutung ‚übereinstimmend, miteinander in Einklang stehend‘ verwendet, beschäftigt er sich in seiner Theorie letztendlich mit demselben psychologischen Phänomen, das ich unter dem Begriff ‚Kohärenz‘ behandle.

Dass dem so ist – dass das Verhalten des biologischen Systems ‚Mensch‘ in vielen seinen Aspekten dem Prinzip ‚Kohärenz‘ folgt –, ist kein Zufall, sondern das Ergebnis evolutionärer Prozesse. Der für meinen Gedankengang wichtige Aspekt dieses Verhaltens ist die Tendenz zur kognitiven Kohärenz, das heißt, das instinktive Streben nach solchen Informationen, die miteinander in Einklang gebracht werden können. Da die Evolution das effektive Handeln und nicht den hohen Grad an gedanklicher Reflexion befördert, ist es leicht einzusehen, dass die Erstellung wohlstrukturierter Welt- und Selbsterklärungen adaptiven Wert besitzt: Sie wirkt offensichtlich handlungsbefördernd in den sich ständig ändernden Situationen des Lebens. Ich betrachte deshalb und aufgrund der vorherigen Ausführungen den Drang nach kognitiver Kohärenz als eine anthropologische Universalie, die das Verhalten des Menschen grundsätzlich bestimmt.

Ich gehe davon aus, dass dieser natürliche, das heißt biologische Drang des Menschen nach Kohärenz auch beim Lesen fiktionaler Erzähltexte nicht ausgeschaltet, sondern geradezu aktiv vorhanden ist. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass der Mensch beim Lesen von fiktiven Geschichten eine völlig andere Haltung einnimmt als beim Interpretieren von Alltagsereignissen: Ob die Informationen unmittelbar aus dem Handlungsumfeld aufgenommen werden oder sprachlich durch einen narrativen Text – wie auch alle anderen Textsorten – vermittelt werden, der Mensch strebt in beiden Fällen danach, den Ereignissen einen kohärenten Sinn zu verleihen, weil er durch einen

3 Festinger, Leo: A Theory of Cognitive Dissonance. Stanford, CA: Stanford University Press 1957.

hohen Grad an Sinnzusammenhang den Eindruck gewinnt, die Ereignisse verstanden zu haben. Mit anderen Worten: Der Mensch strebt stets danach, sich ein kohärentes mentales Modell⁴ der Ereignisse zu konstruieren.

Mit dieser These plädiere ich gleichzeitig dafür, dass das sogenannte „fragmentarische Lesen“, das mit Verweis auf die Unendlichkeit der Semiose auf die selbstreflexiv-rhetorische Struktur literarischer Texte oder auf die subversive Funktion ästhetischer Erfahrung postuliert beziehungsweise propagiert wurde, der Natur des Lesens widerspricht, und statt die Struktur des Lesens systematisch zu beschreiben, eine kulturhistorische Notwendigkeit, und zwar eine kritische Reflexion über vereinfachende und ideologieverdächtige Sinnzuschreibungen, darstellt.

Der Gültigkeitsbereich meiner These bleibt hier allerdings strikt auf den Leseprozess beschränkt, sie will nichts über die Natur des literarischen Erzähltextes aussagen. Die verschiedenen Erzähltexte nehmen unsere Bemühungen um einen Sinnzusammenhang in ganz unterschiedlichem Maße in Anspruch: Manche explizieren kausale Beziehungen zwischen den Ereignissen mehr oder analysieren die psychologischen Motivationen der Figuren intensiver, und lassen weniger Spielraum für individuelle Interpretationen, andere überlassen es dem Leser, bestimmte Verbindungen zwischen Textelementen herzustellen. Noch weitere widerstehen der Kohärenzstiftung ganz dezidiert, umso mehr lenken sie die Aufmerksamkeit auf jene kognitiven Mechanismen des Lesers, die für die Erstellung eines Sinnzusammenhangs verantwortlich sind. Eben diese sind Gegenstand meiner Untersuchung.

Ich möchte die Herstellung von Kohärenz nicht als einen distinkten Mechanismus behandeln, sondern sie als einen summarischen Effekt mehrerer unterschiedlicher kognitiver Mechanismen ansehen. Im Folgenden werde ich einige von diesen Mechanismen kurz darstellen. Dabei konzentriere ich mich nicht auf jene, in den Kognitionswissenschaften des Textverstehens schon lange identifizierten Prozesse der Kohärenzstiftung, die auf das kulturelle Vorwissen des Lesenden zurückgreifen und das Textverstehen unter Rückgriff auf Scripts und Schemata erklären. Viel mehr beschäftige ich mich mit solchen, viel basaleren Mechanismen, die ich als zur universalen Grundausstattung des menschlichen Geistes gehörend ansehe und die sich meines Erachtens aus der Evolutionsgeschichte des Menschen ableiten lassen.⁵ Diese sind im menschlichen Geist so tief verankert (und arbeiten wie Instinkte), dass sie automatisch einschalten, wenn der Text eine minimale Voraussetzung dazu anbietet. Als solche nehmen sie stets am Prozess

-
- 4 Die Theorie der mentalen Modelle erklärt auch nach der Intention seines Begründers, Philip Johnson-Laird sowohl das Verstehen von lebensweltlichen als auch von sprachlich vermittelten Ereignissen. Vgl. Johnson-Laird, Philip: *Mental Models: Towards a Cognitive Science of Language, Inference, and Consciousness*. Cambridge: Harvard University Press 1983.
 - 5 Einige von ihnen werden von Karl Eibl aufgezählt in Ders.: *Epische Triaden. Über eine stammesgeschichtlich verwurzelte Gestalt des Erzählens*. In: *Journal of Literary Theory* 2 (2008), S. 197-208.

der mentalen Modellbildung teil. Die Instinkthaftigkeit dieser Mechanismen ergibt aber auch, dass sie oft auch fehlerhaft aktiviert werden und falsche Ergebnisse abgeben. Deshalb sind sie von Karl Eibl als evolutionär bewährte Denkfällen bezeichnet worden:⁶ Sie führen zwar nicht immer zu den richtigen Annahmen, lösen jedoch meistens die richtige Reaktion aus und besitzen daher adaptiven Wert. Als evolutionär bewährte und daher als universal postulierbare kognitive Mechanismen sind sie an der Bedeutungskonstruktion beteiligt, und tragen bei den verschiedensten Texten dazu bei, dem Leser das entspannende Gefühl des Verstandenhabens zu verleihen.

1. Kausales Denken

Eine grundlegende Einsicht jeder kognitiven Literaturtheorie ist, dass der literarische Text nicht alle wichtigen Informationen beinhaltet, die zur Bedeutungsgenerierung nötig sind, sondern im Gegenteil, literarische Texte, wie es Roman Ingarden und Wolfgang Iser feststellten, voll von Unbestimmtheitsstellen und Leerstellen sind, die vom Leser erst ergänzt werden müssen. In diesem Sinne ist also Lesen ein konstruktiver Prozess, wobei die Eigenschaften des Gehirns (und zu diesem Aspekt kann die kognitive Literaturwissenschaft dank zahlreicher neuer Ergebnisse immer mehr sagen) genauso eine Rolle spielen wie die Eigenschaften des Textes. Die Ergänzung der Leerstellen im Konstruktionsprozess erfolgt automatisch und wird im natürlichen Leseprozess vom Leser meist nicht reflektiert. Dabei spielen unter anderem verschiedene Prozesse des Inferierens aufgrund vom im Gedächtnis gespeicherten strukturierten kulturellen Wissen eine wichtige Rolle,⁷ außerdem individuell variable Präferenzen,⁸ die im Leseprozess ebenfalls nicht ausgeschaltet werden können und für individuelle Lesarten im großen Maße verantwortlich sind. Darüber hinaus kommen auch solche Attributionen zum Tragen, für die eben die vorher erwähnten evolutionär bewährten Denkfällen verantwortlich sind, und daher oft zu falschen Annahmen führen. Zum Verstehen des Textes, zur ästhetischen Erfahrung und emotionalen Wirkung tragen sie jedenfalls wesentlich bei.

Ein wichtiger Mechanismus, der unzweifelhaft zentral für die Kohärenzstiftung ist, ist die Kausalattribution. Das kausale Denken gehört zur kognitiven Grundausstattung des Menschen, da das Erkennen von Kausalbeziehungen offenbar einen evolutionären Vorteil bedeutet, weil es die schnelle Reaktion auf Naturereignisse und menschliche

6 Eibl, Karl: The Induction Instinct. The Evolution and Poetic Application of a Cognitive Tool. In: *Studies in the Literary Imagination* 42.2 (2009), S. 43-60.

7 Über wissensbasierte Inferenzen siehe die detaillierte Darstellung von Graesser: Graesser, Arthur C.; Singer, Murray; Trabasso, Tom: Constructing inferences during narrative text comprehension. In: *Psychological Review* 101:3 (1994), S 371-395.

8 Vgl. Rapp, David N.; Gerrig, Richard J.: Predilections for narrative outcomes: The impact of story contexts and reader preferences. In: *Journal of Memory and Language* 54 (2006), S. 54-67.

Handlungen ermöglichte und dadurch größere Überlebenschancen sicherte.⁹ Das kausale Denken charakterisiert daher nicht nur die wissenschaftliche Erkundung lebensweltlicher Phänomene, sondern prägt auch die naiv psychologische Art und Weise des Denkens über Alltagssituationen oder Ereignisse. Der Mensch neigt dazu, den Ereignissen durch spontane Zuschreibung von Ursachen eine Bedeutung zu geben um damit Vorhersehbarkeit und Berechenbarkeit zu sichern.

Dieser Mechanismus der Kausalattribution ist auch beim Lesen fiktionaler Erzähltexte funktional: Beim Verstehensprozess nimmt der Leser kontinuierlich spontane Ursachenzuschreibungen vor, um die dargestellten Ereignisse in einen ganzheitlichen Plot zu integrieren und erstellt auch zwischen Ereignissen, deren logischer Zusammenhang im Text nicht markiert wird, ein Ursache-Wirkung-Verhältnis, um der Ereignisreihe Ganzheitscharakter zu verleihen. Ein gutes Beispiel für solche Kausalattributionen ist die wohlbekannte Unterscheidung Edward Morgan Forsters, die er zwischen Story und Plot einführt: Forster behauptet, dass der Satz ‚Der König starb und dann starb die Königin‘ keinen Plot ausmache, da hier kein Zusammenhang zwischen den Ereignissen hergestellt wird; demgegenüber stelle der Satz ‚Der König starb und dann starb die Königin aus Kummer‘ einen Plot dar, da hier ein kausaler Zusammenhang zwischen den zwei Ereignissen erstellt wird, was die notwendige Eigenschaft eines Plots ausmacht.¹⁰ Mit Recht wurde aber von mehreren Theoretikern (zum Beispiel von Jonathan Culler¹¹) eingewendet, dass zwischen den beiden Sätzen kein relevanter Unterschied vorliegt, da der erste, als zusammenhanglos abgewertete Satz genauso wie der zweite vom Leser als ‚Geschichte‘ wahrgenommen wird, da der Leser ungeachtet fehlender Explikation die zwei Sätze kausal aufeinander bezieht und im Endeffekt gleich interpretiert (das heißt, dieselbe mentale Repräsentation der Ereignisse konstruiert). Auf diese Weise werden im Leseprozess unablässig Kausalattributionen vorgenommen, um eine kohärente Geschichte zu konstruieren.

Unter welchen Voraussetzungen wird denn das kausale Denken aktiviert, welche Textstellen¹² fungieren als Signale für den Leser, einen kausalen Zusammenhang zwischen zwei Ereignissen herzustellen? Als wohl das wichtigste Signal für kausale Inferenz ist, wenn zwei Ereignisse als zeitlich aufeinanderfolgend dargestellt werden, wie es auch

9 Unter dem Stichwort ‚Kausalität‘ behandeln viele Theoretiker sowohl die physischen, als auch die psychischen Ursachen eines Ereignisses, also die Intentionen.

10 Forster, Edward Morgan: *Aspects of the Novel*. Harmondsworth: Penguin Books 1962, S. 93.

11 Culler, Jonathan: *The pursuit of signs, semiotics, literature, deconstruction*. New York: Cornell University Press 1981, S. 183-184.

12 Diese Textstellen werden von Bortolussi und Dixon *causal event contingencies* genannt, um zu betonen, dass nicht alle Indikatoren zu einer kausalen Schlussfolgerung im Text enthalten sind, sondern schon zu einer kausalen Inferenz bestimmte Annahmen über die Welt der Geschichte getroffen werden müssen. Vgl. Bortolussi, Marisa; Dixon, Peter: *Psychonarratology. Foundations for the Empirical Study of Literary Response*. Cambridge: Cambridge University Press 2003, S. 120-121.

das obige Beispiel zeigt, wenn sie also eine Sequenz auf der Ebene der Geschichte (story) bilden. In diesen Fällen neigt der Leser dominant dazu, zwischen den Ereignissen neben der temporalen auch eine kausale Beziehung anzunehmen.

Ein anderes wichtiges Signal zur Kausalattribution ist, wenn zwei Ereignisse einfach nur nacheinander erzählt werden; ja sie müssen in der Geschichte gar nicht aufeinander folgen, es genügt auch, wenn sie auf der Ebene des Diskurses eine Sequenz bilden. In diesen Fällen gibt es nicht einmal einen Verweis auf die temporale Verbindung beider Ereignisse, bloß eine Kontiguität auf der Ebene des Diskurses, und doch bietet dies genügend Reiz für den Leser, eine kausale Beziehung anzunehmen. Bortolussi und Dixon schreiben diesem Aspekt sogar die größere Bedeutung in der Leserlenkung zu und behaupten, „readers represent not the plans and events of the story world, but rather that which the narrator seems to convey concerning those plots and events“¹³. Der Narrator, beziehungsweise jene Perspektive, aus der die Geschichte erzählt wird,¹⁴ wirkt strukturbildend für das Erzählte und spielt demnach die zentrale Rolle für die Konstruktionsarbeit des Lesers.

Derselbe Gedanke bildet die Grundlage für die Analyse von Emma Kafalenos, die in ihrem Buch *Narrative Causalities* kausale Zuschreibungsmöglichkeiten in verschiedenen narrativen Texten vorstellt und analysiert und eine Art Typologie aufstellt. Sie geht wie Bortolussi und Dixon davon aus, dass die Darbietung der Geschichte, das heißt der Diskurs in erster Linie die kausale Inferenzen beeinflusst, dass „the information we receive through narratives is shaped by the representation through which we receive it“¹⁵. Sie behauptet, dass sogar bei Texten, die an der Grenze der Narrativität stehen, weil sie zum Beispiel Bilder oder Anekdoten usw. beinhalten, ein breites Spektrum für Kausalattributionsmöglichkeiten bloß durch das Nebeneinanderstellen von verschiedenen Materialien eröffnet wird.¹⁶

Neben der Sequenzhaftigkeit auf der Story- oder Diskurs-Ebene gibt es natürlich auch weitere Reize für den Leser, eine kausale Verbindung zwischen Ereignissen herzustellen. Ein solcher Reiz ist zum Beispiel die temporale oder räumliche Koexistenz von zwei Ereignissen, oder die bloße Fähigkeit von jemandem oder etwas (das heißt, die

13 Bortolussi; Dixon 2003, S. 125.

14 Diese Unterscheidung betone ich um deutlich zu machen, dass es im Falle eines heterodiegetischen Narrators nicht nötig ist, eine Erzählinstanz anzunehmen; die strukturierende Potenz der Erzählens steckt im „Construal“-Charakter der Sprache. Vgl. Langacker, Ronald W.: *Cognitive Grammar. A Basic Introduction*. New York: Oxford University Press 2008; dazu detailliert auch Herman, David: *Cognitive approaches to narrative analysis*. In: Brone, Geert; Vandaele, Jeroen (Hg.): *Cognitive Poetics: Goals, Gains and Gaps. (=Applications of cognitive linguistics 10)*. Berlin; New York: de Gruyter 2009, S. 79-118.

15 Kafalenos, Emma: *Narrative Causalities*. Columbus: The Ohio University Press 2006, S. ix.

16 Vgl. ebd., S. 179-197.

theoretische Möglichkeit), Ursache für ein Ereignis zu sein.¹⁷ Um diese Thesen zu veranschaulichen, möchte ich einige Beispiele aus Arthur Schnitzlers Erzählung *Der tote Gabriel* anführen, die als ein typisches Beispiel für jene Texte gilt, die die Ursachen von Ereignissen und Handlungen grundsätzlich nicht explizieren, sondern es dem Leser überlassen, kausale Beziehungen zwischen Storyelementen zu erschließen. Bekanntlich wird in diesem Text eine verwickelte Viereck-Geschichte dargestellt, in der die Hauptfigur, Ferdinand, einige Wochen nach dem Selbstmord von Gabriel auf einem Ball die weibliche Hauptfigur, Irene, trifft, die ihrerseits verliebt in Gabriel war, der darum Selbstmord begangen hat, weil ihn seine Geliebte, eine Schauspielerin, mit Ferdinand betrog. Diese knappe Liebesgeschichte wird allerdings in der Erzählung gar nicht beschrieben (Thema der Erzählung ist das Treffen von Ferdinand und Irene auf dem Ball und ihr gemeinsamer Besuch bei der Schauspielerin), sie wird nur durch Anspielungen angedeutet und muss vom Leser erschlossen werden. Aber auch die Ereignisse des Treffens sind so lückenhaft dargestellt, dass sie nur durch intensive Ergänzungsarbeit des Lesers eine zusammenhängende Geschichte abgeben. So steht zum Beispiel im Text nirgendwo, dass Irene Ferdinand auf dem Ball darum so einladend angelächelt hätte, um mit ihm in Kontakt zu geraten und ihn zum Schluss bestrafen zu können. Und doch neigt man dazu, die zwei Ereignisse als Ursache und Wirkung zu interpretieren, um den Zufälligkeitscharakter der Ereignisse zu vermindern. Genauso wird es im Text nicht expliziert, warum Ferdinand zum Schluss Todesgedanken hat, aufgrund der expliziten Textstellen sind sie nämlich völlig unmotiviert. Der Leser konstruiert aber spontan eine kausale Verbindung zwischen dem Kuss und der unmittelbar darauf erzählten Veränderung des seelischen Zustandes von Ferdinand und zieht die Schlussfolgerung, dass der Kuss Ursache für Ferdinands Abreise und seine Todesgedanken ist. Auch wird es nirgends ausgeführt, warum Ferdinand „etwas beklommen ums Herz“¹⁸ ist, wenn er an Gabriel denkt, aufgrund der nachfolgend berichteten knappen Ereignisse folgert aber der Leser, dass die Ursache der Beklommenheit der Tod von Gabriel ist, und weiterlesend findet er weitere Textstellen, die auf eine kausale Verbindung zwischen Gabriels Sterben und Ferdinands Verhaltensweise schließen lassen. Zwar sind diese Zusammenhänge im Text nicht expliziert, dank dieser und weiterer Kausalattributionen kann sich der Leser dennoch die wichtigsten Ereignisse der Erzählung erklären und zumindest auf lokaler Ebene (zwischen nacheinander erzählten Ereignissen) eine Art Kohärenz erstellen. Dies tut der Leser zwar meistens automatisch und ohne auf seine mentale Konstruktionsarbeit zu reflektieren, in diesem Fall jedoch nimmt Schnitzler die Konstruktionsarbeit des Lesers in besonderem Maße in Anspruch und lässt die kausalen Beziehungen von ihm nicht nur erschließen, sondern

17 Diese Möglichkeiten wurden aufgezählt durch: Trabasso, Tom; Sperry, Linda L.: Causal Relatedness and Importance of Story Events. In: *Journal of Memory and Language* 24 (1985), S. 595-611.

18 Schnitzler, Arthur: *Gesammelte Werke. Die erzählenden Schriften*, 2 Bände, Band 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1961, S. 973-984, 973.

sich dieser seiner Sinnstiftungstätigkeit auch innewerden, worauf ich im Späteren noch zu sprechen komme.

2. Intentionales Denken

Ein weiterer kognitiver Mechanismus, den ich als relevant im Bezug auf die Kohärenzstiftung ansehe, ist das intentionale Denken. Über intentionale Einstellung sprechen wir, wenn der Mensch die vorliegende Situation so erklärt, als ob ein rationaler Agent ihr Verursacher wäre, dessen Handlungen durch seine Wünsche, Vorstellungen und Motivationen gelenkt werden. Das heißt, dass die Situation, das Ereignis oder die Handlung immer auf die Absichten des vermeintlichen Verursachers hin verstanden werden, was oft natürlich eine Denkfalle ist, die Fehlattributionen ergeben, oder wenn Gegenstände zu Verursachern erklärt werden, zu Anthropomorphisierungen führen kann. Die Annahme eines rationalen Agenten hat die Funktion, eine Situation, ein Ereignis oder eine Handlung mit Rückgriff auf eine erkennbare Absicht zu erklären, und dadurch weitere Aktionen des anderen oder den weiteren Verlauf der Dinge voraus sagbar zu machen. Einen besonders hohen praktischen Erklärungswert besitzt die intentionale Einstellung nach Daniel Dennett dadurch, dass man aus ihr heraus schnell und mit verhältnismäßig kleinem Informationsbedarf umfassende Muster wahrnehmen kann, die sonst aus anderen Einstellungen heraus unsichtbar bleiben können. So ist zum Beispiel die physische Erklärung viel genauer und zuverlässiger in Erklärung von Details als die intentionale, fördert aber die Aufmerksamkeit auf globale Muster nicht ausreichend.¹⁹

Beim Lesen fiktionaler Erzähltexte ist die Verursacherattribution mehrfach funktional. Vielleicht kann als die basalste Fehlattribution die ‚Figur‘ angesehen werden, wie es von Katja Mellmann ausführlich dargestellt wurde: Entsprechende Signale lösen bestimmte Emotionen im Leser aus, die er dann eigentlich irrtümlich auf die Ursache ‚Figurenbewusstsein‘ – zum Beispiel auf Anna Kareninas psychische Reaktionen – zurückführt und damit ein ‚pseudopersonales Gegenüber‘²⁰ konstruiert. Die Handlungen dieses Gegenübers verstehen wir dann, wie wir empirische Personen verstehen: Wir unterstellen ihnen Wünsche und Absichten und fühlen mit ihnen mit. Eine ähnlich irrtümliche Zuschreibung ist nach Mellmann die Unterstellung eines Narrators (eines heterodiegetischen Erzählers), den wir aufgrund des bloßen Umstandes, dass jemand zu uns spricht, konstruieren.²¹

19 Dennett, Daniel: *The Intentional Stance*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press 1987, S. 16-17.

20 Mellmann, Katja: *Emotionalisierung – Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche. (=Poetogenesis. Studien und Texte zur empirischen Anthropologie der Literatur)*. Paderborn: Mentis 2006, S. 102ff.

21 Mellmann 2006, S. 108; vgl. Dies.: *Objects of ‚empathy‘. Characters (and other such things) as psycho-poetic effects*. In: Eder, Jens; Jannidis, Fotis; Schneider, Ralf (Hg.):

Im Zusammenhang mit dieser Fragestellung ist noch eine weitere Absichtsunterstellung von Bedeutung: die Zuschreibung einer Autorintention. Dabei möchte ich nicht die schon vielfach diskutierte Frage aufwerfen, ob Spuren der Autorintention im Text überhaupt zu finden sind, und ob sie im Bezug auf die Interpretation des Textes von Relevanz sind. Vielmehr möchte ich selbst nach dem psychologischen Phänomen der intentionalen Denkfälle fragen: Warum kann der Leser trotz jahrzehntelanger Kritik dieses Begriffs nicht umhin, Annahmen über die Absichten, Pläne, Wünsche und Haltung des Autors spontan zu treffen beziehungsweise wie lässt sich die Funktion dieser Absichtsunterstellung beim Lesen unter den hier vorgelegten Prämissen erklären?

Cosmides und Tooby stellen in ihrer Studie über den evolutionären Ursprung von Fiktion und Kunst fest, dass die Fiktion einen speziellen metarepräsentationellen Status besitzt, da sie nie ohne Quellen-Etikett im Gedächtnis des Lesers gespeichert wird: Der Autor, dessen „Geist“ (mind) als Quelle der Fiktion angesehen wird, ist im Gedächtnis des Lesers mit dem Text engstens verbunden: „Only an agent can be the source of a story, and the source of a representation of a fictional world needs to be specified if one is to avoid confusion and manipulation“²². Der Leser macht dementsprechend keinen Unterschied zwischen verschiedenen Behauptungen des fiktionalen Textes. Unabhängig davon, wie er einzelne Sätze bewertet, ob er sie als wahr oder falsch einstuft, speichert er den fiktionalen Text als eine Ganzheit, die an den Autornamen gebunden ist. Den Gesamttext als eine Einheit nimmt er als sprachlichen Ausdruck von mentalen Inhalten des Autors wahr, er aktiviert also im Leseprozess die übliche intentionale Einstellung von Lebenssituationen.²³

Welche Konsequenzen hat das für die Kohärenzstiftung? Es bedeutet, dass der Leser die einzelnen Ereignisse nicht nur im Bezug aufeinander verstehen will, also nicht nur zwischen einzelnen Ereignissen und Situationen der erzählten Welt ein kausales Verhältnis konstruiert, sondern die Elemente der erzählten Welt auch auf eine Autorintention zurückführt und aus ihr heraus erklärt. Besonders augenfällig ist die Verursacherattribution in Fällen, in denen sich die Kausalbezüge nicht oder nur schwerlich kon-

Characters in Fictional Worlds. Understanding Imaginary Beings in Literature, Film, and other Media. Berlin, New York: de Gruyter 2010, S. 416-441.

- 22 Cosmides, Leda; Tooby, John: Consider the Source. The Evolution of Adaptation for Decoupling and Metarepresentation. In: Sperber, Dan (Hg.): Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective. New York: Oxford University Press 2000, S. 53-116, 91.
- 23 Cosmides und Tooby beschäftigen sich ausführlich damit, warum die Quellen-Etikettierung im Falle fiktionaler Erzähltexte (und bei vielen anderen Informationstypen) notwendig ist: Da alle im Gedächtnis des Menschen gespeicherten Informationen am Prozess des Inferierens beteiligt sind, ist es lebensnotwendig, nicht-allgemeingültige Informationen von allgemeingültigen abzukoppeln und gesondert zu speichern. Ansonsten würden die nur in beschränktem Gültigkeitsbereich wahren Informationen das semantische Gedächtnis durch Inferenzen korrumpieren. Um diese Vermischung von allgemeingültigen und nur begrenzt gültigen Informationen zu verhindern und Inferenzen innerhalb der Grenzen des Gültigkeitsbereichs zu halten, entwickelte sich der Speichermodus „Metarepräsentation“ in der menschlichen Evolution. Cosmides; Tooby 2000.

struieren lassen. In diesen Fällen greift der Leser auf eine andere Methode der Kohärenzstiftung zurück und sucht den Zusammenhang auf einer anderen Textebene zu schaffen. So interpretieren wir die innerhalb der erzählten Welt unerklärlichen weil zufälligen Ereignisse unter Rückgriff auf die Autorintention als notwendig im Bezug auf die Komposition und tun es viel lieber, als das Streben nach Kohärenz aufzugeben und es bei der Feststellung der Unerklärbarkeit bestimmter Ereignisse bewenden zu lassen. Auf diese oben genannten zwei Arten von Kohärenzstiftung (Kausalattribution und Absichtsunterstellung) beziehen sich die von Matías Martínez eingeführten narratologischen Begriffe „kausale“ und „kompositorische Motivierung“, die er in Anlehnung an Clemens Lugowski und Boris Tomasevskij für die Beschreibung von Motivierung auf verschiedenen Ebenen des Erzähltextes eingeführt hat.²⁴ Wie Martínez auch hervorhebt, ist die kompositorische Motivierung nur mit Rückgriff auf eine Intention erklärbar, impliziert also die Annahme einer Autorenabsicht.

Wie funktioniert diese Art von Absichtsunterstellung im Leseprozess? (Denn Cosmides' und Toobys Aussage bezieht sich allein auf den Speichermodus des fiktionalen Textes, sie sagen nichts über den Prozess des Lesens selbst aus.) Welche Textstellen sind Signale für den Leser, spontane Theorien über Absichten, Wünsche, Pläne und Attitüden des Autors aufzustellen? Beim Lesen einer Geschichte können wir, wie es im Bezug auf *Den toten Gabriel* kurz angedeutet wurde, durch Kausalattribution lokale Kohärenz zwischen den einzelnen Ereignissen erstellen, am Prozess der mentalen Modellbildung sind aber auch noch weitere Mechanismen beteiligt. Zwar können wir eine Vorstellung davon haben, wie einige Ereignisse untereinander zusammenhängen; durch Kausal-Inferenzen an sich ist aber nicht zu erklären, wie der Leser die Geschichte als einen Text über ein bestimmtes globales Thema, eventuell mit einer bestimmten Pointe oder einer moralischen Botschaft usw. versteht. Dazu sind Inferenzen nötig, die größere Einheiten des Textes, eventuell die ganze Handlung umfassen und wie Dennett über die intentionale Einstellung behauptet, auf globale Muster aufmerksam machen.²⁵

Ich gehe davon aus, dass solche Inferenzen beim Lesen fiktionaler Erzähltexte, wenn auch in unterschiedlichem Maße reflektiert, aber immer aktiv sind: Wenn der Leser weiß, dass der Text fiktional ist, hat der Speicherungsmodus (Speicherung mit einer Quellen-Etikette) insoweit eine Auswirkung auf seinen Leseprozess, dass er den Text auch als die sprachliche Manifestation verschiedener mentaler Inhalte eines Autors versteht und die Geschichte auch auf diese bezogen versteht. Zahlreiche empirische Studien haben erwiesen, dass Leser dieselben Texte mit einer anderen Attitüde lesen, wenn sie die Information haben, dass der Text ein vom Computer erstellter, also zufäl-

24 Martínez, Matías: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996; Ders.; Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. 9. aktualisierte und überarbeitete Auflage. München: C.H. Beck 2012, S. 111-119.

25 Die Unterscheidung zwischen Inferenzen zur Erstellung von lokaler und zur Erstellung von globaler Kohärenz machten Graesser; Singer; Trabasso 1994.

ligerweise generierter Text ist, als wenn sie die Information bekommen, dass der Text von einem berühmten Autor stammt. Im zweiten Fall streben sie ausdauernder danach, dem Text einen Sinn zuzuschreiben, im ersten Fall geben sie ihre Versuche leichter auf und erklären den Text schneller für unsinnig.²⁶ Der spezielle Speicherungsmodus wirkt also auf den Leseprozess in der Hinsicht aus, dass sich der Leser nicht damit begnügt, lokale kausale Verbindungen zwischen einzelnen Storyelementen herzustellen, sondern sich auch darum bemüht, den Text als eine Ganzheit (über ein bestimmtes Thema, mit einer allgemeinen moralischen Botschaft, usw.) anzusehen, das heißt, globale Kohärenz zu erstellen.²⁷

Wenn man also die Geschichte über den toten Gabriel liest, sucht man nicht nur eine Erklärung dafür, warum Irene Ferdinand geküsst hat und warum sie ihn nachher nie wieder sehen will (womit man sich im Falle eines faktualen Textes womöglich begnügen würde), sondern man strebt danach, den Text als Ausdruck eines globalen Themas zu verstehen (Theorien über die Pläne des Autors aufzustellen) und speichert die Erzählung zum Beispiel als eine ‚Schuld und Sühne‘-Geschichte. Außerdem stellt man naive Theorien über die moralische Botschaft des Textes auf (fragt nach der Attitüde des Autors seiner Hauptfigur gegenüber), indem man zum Beispiel folgert, dass der Autor Ferdinand wohl als schuldhaft beurteilt, weil er ihn ja bestrafte, und folgert auf die Absicht des Autors, den Leser von solchen Taten abzuraten.²⁸ Wegen der spezifischen Etikettierung des Textes nimmt er eine andere Einstellung auf, und sucht nach globalen Mustern, die ihn über die Absichten und Pläne des Autors orientieren können.

3. Induktives Denken und Mustererkennung

Die Induktion, das heißt die verallgemeinernde Schlussfolgerung stellt zwar für die Philosophie ein unlösbares Problem dar, gehört aber unzweifelhaft zu den nützlichsten kognitiven Werkzeugen, die die Überlebenschancen des Menschen erheblich erhöhten. Sie ist eine basale Fähigkeit des Menschen, ein grundsätzliches Instrumentarium des Lernens, durch die wir zu abstrahierenden Begriffen und allgemeinen Naturgesetzen kommen. Sie ist zwar wissenschaftsphilosophisch gesehen nicht restlos existenzberechtigt, in den empirischen Naturwissenschaften wird sie jedoch erfolgreich angewandt und auch im Alltagsleben hat sie sich als unentbehrliche Fähigkeit erwiesen. In-

26 Vgl. Gibbs, W. Raymond, Jr.; Kushner, Julia M.; Mills, W. Rob: Authorial intentions and metaphor comprehension. In: *Journal of Psycholinguistic Research* 20, 1 (1991), S. 11-31.

27 Darüber schreibe ich detaillierter in meiner Studie: Horváth, Márta: Authorial intention and global coherence in fictional text comprehension. An evolutionary-cognitive approach. In: *Semiotica* (im Druck).

28 Diese sind alle wirklich aufgestellte Theorien und wirklich gefallene Urteile meiner Studenten, die sie an einem Seminar äußerten.

duktives Denken macht es dem Menschen möglich, aufgrund einiger Beobachtungen zukünftige Ereignisse vorauszusagen und damit Berechenbarkeit zu sichern.²⁹

Zu induktiven Schlussfolgerungen kommen wir zwar gelegentlich auch aufgrund einer einzigen Beobachtung, einen richtigen Reiz für solche Inferenzen bedeutet jedoch die Wiederholung. Es genügt, wenn wir nur zweimal dasselbe Phänomen beobachten und schon neigen wir dazu, das Eintreten des Ereignisses unter den gegebenen Umständen als eine Gesetzmäßigkeit zu betrachten und unser Handeln dieser anzupassen. Gerade deshalb entwickelte sich beim Menschen (und womöglich auch bei höheren Tierarten) eine besondere Aufmerksamkeit auf Wiederholungen von aller Art, mit anderen Worten auf Muster heraus. Die kognitive Psychologie subsumiert diese basale Fähigkeit des Menschen unter dem Begriff ‚Mustererkennung‘.

Mustererkennung ist eine Fähigkeit, im zunächst chaotischen Strom von Informationen, die wir täglich aufnehmen, Regelmäßigkeiten und Wiederholungen zu erkennen. Der Mensch ist darauf eingestellt, Ordnung in die wahrgenommene Datenmenge zu bringen, da nur dadurch jene Stufe von Stabilität und Voraussagbarkeit erreicht werden kann, die notwendig für das erfolgreiche Handeln ist. Mustererkennung umfasst die Fähigkeiten der Objekterkennung, Spracherkennung oder Gesichtserkennung – zahlreiche Aufgaben, die unser Wahrnehmungsapparat täglich mühelos erledigt. Mustererkennung ist zur Zeit am besten im Bezug auf die visuelle Wahrnehmung untersucht, aber zahlreiche anthropologische Studien³⁰ haben überzeugend nachgewiesen, dass die Aufmerksamkeit auf Wiederholungen zur kognitiven Grundausrüstung des Menschen gehört.³¹

Dieser automatisierte Such-Mechanismus nach sich wiederholenden Elementen wird auch im Leseprozess nicht ausgeschaltet, sondern ist für die Kohärenzstiftung beim Textverstehen funktional. Die Universalität literarischer Wiederholungen ist eine alte Erkenntnis der Literaturwissenschaft: Roman Jakobson hat die Wiederholung zur *differentia specifica* der poetischen Sprache erklärt, Algirdas Greimas hat die kohäsions- und kohärenzbildende Funktion der Wiederholung von semantischen Einheiten gezeigt, Jurij Lotman erkannte, dass Wiederholungen nicht nur eine ästhetische Wirkung hervorrufen und semantische Netzwerke erzeugen, sondern auch auf die Struktur des literarischen Kunstwerkes verweisen.³² Die kognitive Literaturwissenschaft modi-

29 Vgl. Eibl 2009.

30 Vgl. z.B. Gehlen, Arnold: Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek: Rowohlt 1957; Eibl-Eibesfeldt, Irenäus: Ernst Haeckel – Der Künstler im Wissenschaftler. In: Ernst Haeckel: Kunstformen der Natur [1904], Neudruck: München 1998, S. 19-30. Beide zitiert bei Eibl 2005, S. 9-10.

31 Eibl, Karl: Biologie und Poetologie auf gleicher Augenhöhe. Mit einigen Hinweisen auf eine biologische Poetik der Wiederholung. In: Hülk, Walburga; Renner, Ursula (Hg.): Biologie, Psychologie, Poetologie. Verhandlungen zwischen den Wissenschaften. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 9-25.

32 All diese Erkenntnisse integrierten Árpád Bernáth und Károly Csúri in ihrer Theorie der poetisch möglichen Welten, in der sie Wiederholungen eine zentrale Funktion in der

fiziert und ergänzt strukturalistische Theorien insoweit, dass sie Wiederholungen in erster Linie nicht als Texteigenschaft, sondern als kognitives Konstrukt des Lesers ansieht: „Das abstrahierte Konstrukt ‚Wiederholung‘ ist eine *Metarepräsentation*, die die mental konstruierte Ähnlichkeits*relation* zwischen mentalen Repräsentationen kodiert. Das Identitäts- oder Similaritäts*verhältnis* zwischen Textsignalen (Tokens) wird mittels kognitiver Vergleichsoperationen (Analogiebildung) offline *hergestellt* und *meta-repräsentiert*.“³³ Wiederholung wird also in der kognitiven Literaturwissenschaft als psychologisches Phänomen untersucht, das nicht ein Spezifikum der Literaturrezeption, sondern die Nutzbarmachung eines universalen kognitiven Werkzeuges auch auf diesem spezifischen Gebiet verwirklicht.

Wiederholung ist ein sehr umfassender Begriff, der sich auf den unterschiedlichsten Ebenen des literarischen Textes beobachten lässt, und als solches funktional ist. Sie zeigt sich auf der phonologischen, der syntaktischen und auch der semantischen Ebene, die als theoretisches Problem alle gesondert behandelt werden müssen. In diesem Rahmen möchte ich mich auf einen einzigen Wiederholungstyp beschränken, auf die Wiederholung auf der Ebene der Handlung und kurz demonstrieren, wie er die Funktion erfüllt, die Orientierung im zunächst chaotischen Datenstrom zu erleichtern.

Sehr prägnante Beispiele für sich wiederholende Handlungssequenzen geben die Volksmärchen ab, da sie nicht viel dem Leser überlassen, sondern (womöglich wegen ihrer Verwurzelung in der oralen Kultur mit spezifischen Erinnerungstechniken) mit ganz manifesten Wiederholungsstrukturen arbeiten. Die sich wiederholenden Handlungssequenzen lassen globale Muster in der Handlung leicht identifizieren und orientieren weitgehend über verschiedene Aspekte der erzählten Welt. So zum Beispiel orientiert den Leser die Handlungssequenz ‚erfüllte beziehungsweise nicht erfüllte Bitte des Brotes und des Apfelbaums – Arbeit bei Frau Holle – Rückkehr mit oder ohne Belohnung‘ den Leser in der Geschichte von Frau Holle insoweit, als er sozusagen mühelos belohnte und bestrafte Handlungsweisen in der dargestellten Welt identifiziert und als stabile Gestalten wahrnimmt, und sogar vorhersagen könnte, welche weiteren Handlungen von diesem Muster in der Welt des Märchens belohnt und bestraft würden. Diese Wiederholungen im Text machen dem Leser Muster sichtbar, die die fiktive Welt der Geschichte als eine überschaubare und geordnete Welt erkennen lassen, in der er sich zurechtfindet, und deren moralische Botschaft (man soll sich helfend verhalten) er leicht verstehen kann.

Als ein Gegenbeispiel kann wiederum die Erzählung *Der tote Gabriel* gelten, in der solche augenfällige Wiederholungen nicht zu finden sind, was den Text auch in dieser Hinsicht wenig zugänglich macht. In einem dynamischen Prozess der verschiedenen

Modellbildung zugeschrieben: Dies.: Mögliche Welten unter literaturtheoretischem Aspekt. In: *Studia Poetica* 2 (1980), S. 44-62.

33 Wege, Sophia: Wahrnehmung, Wiederholung, Vertikalität. Zur Theorie und Praxis der Kognitiven Literaturwissenschaft. Bielefeld: Aesthesis 2013, S. 174. Hervorhebungen im Original.

Attribuierungen ist es aber möglich, dass der Leser zur Bestätigung seines Modells (nämlich konsonante Informationen suchend) auf ein Analogieverhältnis zwischen bestimmten Textelementen schließt. So könnte man den letzten Satz der Erzählung: „Seit drei Tagen begriff er auch, daß Menschen aus hoffnungsloser Liebe sterben können“ als einen Hinweis auf Gabriels Schicksal verstehen, und den darauf folgenden Halbsatz: „... andere natürlich ... andere“³⁴ als die Möglichkeit der Wiederholung dieses Schicksals in Ferdinands Leben. Wenn der Leser diese Textstelle als einen Hinweis auf Wiederholung wahrnimmt, kann er ein globales Muster im Text konstruieren: Die Handlungssequenz ‚sich in jemanden verlieben – von dieser Person betrogen werden – aus Verzweiflung sterben wollen‘ wiederholt sich zweimal im Text, einmal auf Gabriel, einmal auf Ferdinand bezogen. Wie der Leser diese Beobachtung erklärt, hängt allerdings schon von seinen weiteren Inferenzen ab, der Drang nach Kohärenz gilt aber auch hier, und der Leser wird danach streben, eine Erklärung zu finden, die mit anderen Erklärungen in Einklang steht.

4. Ästhetische Erfahrung und Kohärenzstiftung

In meinem Beitrag ging ich davon aus, dass der Drang nach Kohärenz ein aus der Biologie des Menschen heraus erklärbares Instinkt ist und als solches eine anthropologische Universalie darstellt, die sich auch beim Lesen fiktionaler Erzähltexte manifestiert. Ich versuchte jene wichtigsten kognitiven Mechanismen vorzustellen, die meines Erachtens grundlegend für die Kohärenzstiftung beim Lesen sind, und deren dynamisches Zusammenspiel im Leseprozess wesentlich zum Zustandekommen eines mentalen Modells beiträgt.

Eine immer wieder zurückkehrende kritische Frage in Debatten um die kognitive Literaturwissenschaft ist allerdings, ob solche Untersuchungen (empirische Forschungen und überhaupt naturalistische Herangehensweisen) zur Erarbeitung einer Methode der Textinterpretation beitragen können, oder ob sie es bei einigen Befunden, die aber keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben würden, belassen sollten.³⁵ Hat die Analyse sinnbildender Mechanismen eine methodologische Konsequenz, folgt aus der Feststellung des Dranges nach Kohärenz mit Notwendigkeit die Maxime „Strebe nach Kohärenz“? Oder es verhält sich gerade umgekehrt, und die Analyse evolutionärer Denkfallen bietet einen theoretischen Rahmen, innerhalb dessen die Validität der Er-

34 Schnitzler 1961, S. 984.

35 Diese Frage wurde formuliert von z.B. Huber, Martin; Winko, Simone: Literatur und Kognition. Perspektiven eines Arbeitsfeldes. In: Dies. (Hg.): Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes. Paderborn: Mentis 2009, S. 7-29; Kelleter, Frank: A Tale of Two Natures: Worried Reflections on the Study of Literature and Culture in an Age of Neuroscience and Neo-Darwinism. In: Journal of Literary Theory 1 (2007), S. 151-187, 168; Koepsell, Kilian; Spoerhase, Carlos: Neuroscience and the Study of Literature. Some Thoughts on the Possibility of Transferring Knowledge. In: Journal of Literary Theory 2:2 (2008), S. 363-374, 369-370.

gebnisse bestimmter kohärenzstiftender Mechanismen, da sie ja *Fehl*attributionen sind, widerlegt werden kann.

Die evolutionstheoretisch argumentierende kognitive Literaturwissenschaft hat eine Grundannahme, die diese Frage in einem neuen Licht erscheinen lässt. Sie geht davon aus, dass Geschichten-Erzählen eine adaptive Funktion hat, das heißt, nicht zufälligerweise zustande kam (nach der Evolutionstheorie kann ja der Zufall keine anhaltenden universellen Strukturen zustande bringen), sondern Ergebnis der natürlichen Selektion ist. Welchen evolutionären Vorteil konnte aber die scheinbar nutzlose Tätigkeit des Erzählens von erfundenen (das heißt in bestimmter Hinsicht nicht „wahren“ Geschichten) nach der ausgesprochen nutzorientierten Evolutionstheorie bringen? Um dies zu erklären, führen Cosmides und Tooby eine Unterscheidung zwischen zwei Funktionsmodi der Adaptationen ein: Adaptationen können einerseits im *Funktionsmodus* arbeiten, wenn sie betätigt sind, um ihre adaptive Funktion zu erfüllen, zum Beispiel wenn jemand seine Sprechfähigkeiten zur Kommunikation verwendet. Sie können aber auch im *Organisationsmodus* arbeiten, wenn sie nicht ihrer schon herausentwickelten Funktion gemäß, sondern um die Adaptation zu organisieren, feinzustimmen und einzuüben, arbeiten, zum Beispiel wenn das Kleinkind lallt. Da die Organisation und der Ausbau der Leistungsfähigkeit von neurokognitiven Adaptationen in der Ontogenese des Menschen eine zentrale Aufgabe darstellt, sind beim Menschen zahlreiche solche Verhaltensweisen aufzufinden, die die Funktion haben, die neurokognitiven Adaptationen zu organisieren. Als eine solche Verhaltensweise sehen Cosmides und Tooby das Rezipieren von Erzählungen an, da das Eintauchen in fiktive Welten und das Üben der Orientierung in ihnen unsere neurokognitiven Adaptationen organisiert und optimalsiert.³⁶

Um die Motivierung zu solchen Verhaltensweisen, deren Funktion die Organisation von Adaptationen ist, zu erklären, verwenden Cosmides und Tooby den Begriff „Ästhetik“ in einer untraditionellen Bedeutung. Da nämlich Nutzen in der Evolutionstheorie in einem sehr direkten und praktischen Sinne verstanden werden muss, ergibt sich die Frage, was den Menschen dazu bewegt, systematisch solche Handlungen auszuführen, die kein handgreifliches Nutzen für das Überleben oder Reproduktion versprechen. Um dieses Problem zu lösen entwickelte sich in der Evolution des Menschen nach Cosmides und Tooby ein biologisches System, das jene Handlungsweisen belohnt (für die Ausschüttung von sogenannten Glückshormonen verantwortlich ist), die für unsere Vorfahren adaptiv waren. Dieses Belohnungssystem nennen sie *ästhetisches Präferenzsystem*, das unsere Aufmerksamkeit auf jene Tätigkeiten lenkt, die mittelbar unsere Überlebens- und Reproduktionschancen positiv beeinflussen, und sie mit Glücksgefühl belohnt. Ästhetik ist in diesem Verständnis also letztendlich eine mentale Struktur, die die Aufmerksamkeit des Menschen (seine Wahrnehmung in bestimm-

36 Vgl. Tooby, John; Cosmides, Leda: Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction and the Arts. In: *SubStance* 94/95 (2001) 6-27.

ter Hinsicht) auf solche Verhaltensweisen richtet, die die ontogenetische Entwicklung des neuronalen Systems fördern.

Wenn man Cosmides' und Toobys These über die Funktion des Erzählens akzeptiert, und aufgrund der vorherigen Analyse davon ausgeht, dass das Erzählen unsere Fähigkeit, kohärente mentale Modelle aufgrund einiger lückenhafter Informationen aufzubauen und mit deren Hilfe Orientierung in verschiedenen Situationen zu verschaffen, trainiert, organisiert und feinstimmt, dann akzeptiert man gleichzeitig, dass der Verstehensprozess des naiven (das heißt, nicht-professionellen) Lesers eben der richtige Weg (die richtige Methode) zum Ziel, nämlich zur Entfaltung der ästhetischen Erfahrung mit all den kognitiven und emotionalen Wirkungen, ist. Dieser Auffassung nach baut sich ästhetische Erfahrung am effizientesten in eben dem Lesevorgang aus, in dem die biologisch gegebenen Dispositionen zum Tragen kommen und nicht etwa als falsche Interpretationen abgebende *fallacies* „bezähmt“ werden. Nur so können sie ihre Funktion der Organisation von kognitiven Adaptationen erfüllen. In diesem theoretischen Rahmen erübrigt sich die Frage nach einer Methode des „richtigen Lesens“, statt dessen ist eine sinnvolle Aufgabe der Literaturwissenschaft, einen möglichst hohen Grad an Reflexion des eigenen Leseprozesses zu erreichen: biologische Basis-Dispositionen zu identifizieren und ihre kulturhistorisch sich variierenden Anwendungen zu analysieren. So bedeutet die Analyse verschiedener Attribuierungsstrategien und Inferenzmöglichkeiten in einem literarischen Text einen Beitrag zur Erkenntnis des eigenen Verstehensprozesses, gleichzeitig bietet es aber auch einen geeigneten Ausgangspunkt für eine Reihe darauf aufbauender Fragestellungen von kultur- und literaturwissenschaftlicher Relevanz an. Anschließend an die vorherigen Feststellungen im Bezug auf die Erzählung *Der tote Gabriel* kann man zum Beispiel folgende Beobachtungen machen und Fragen stellen: Es lässt sich feststellen, dass der Text extrem viele Lücken in der kausalen Kette der Ereignisse beinhaltet, dass er also in hohem Maße auf die Ergänzungstätigkeit des Lesers appelliert. Andererseits kann man auch festhalten, dass sich die Inferenzen meistens auf die Intentionen der Figuren beziehen, dass also im Text in erster Linie psychische Ursachen verschwiegen werden. Dieser Befund kann insoweit überraschend sein, dass Schnitzler als ein ausgesprochen psychologisierender Autor der Jahrhundertwende gilt, der die seelischen Inhalte seiner Figuren besonders intensiv (siehe seine inneren Monologe) analysiert. Doch wenn man auch die Leserseite in der Leser-Text-Interaktion als eine wichtige Komponente der Bedeutungsgenerierung ansieht, kann *Der tote Gabriel* als eine besondere, für Schnitzler ansonsten vielleicht weniger typische Weise der Psychologisierung identifiziert werden. Ausgehend von dieser Erkenntnis lassen sich weitere, sich auf das Schnitzler'sche Œuvre, auf den literatur- und kulturhistorischen Status dieser Erzählung, auf seine gattungstheoretischen Spezifika usw. bezogene Fragen stellen, das heißt, die Analyse von biologischen Dispositionen verschließt nicht, sondern öffnet geradezu den Weg für historische Fragestellungen.